Nr. 588. 36. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Montag, 18. November 1907

# Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Bedysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

## Der Reichshaushalt.

Lange genug hat das Finanzunwetter aus der Ferne gedroht und gegrollt. Nun fängt es an, in einzelnen Schlägen sich langsam zu entladen. Das Gold ist teurer als je, und doch weiß niemand, ob es nicht in kürzester Zeit noch teurer wird. Handel und Industrie widerstreben der Weltkrisis mit dem Aufgebot aller Kraft, ohne die Gewißheit zu haben, daß sie nicht zuletzt zurückgeworfen werden. Schlechtes Wetter und schlechte Ernte haben in diesem Jahre ihr übriges getan, dem wirtschaftlichen Aufschwung ein Halt zu gebieten. Auch das deutsche Volk muß sich an den Gedanken gewöhnen, in der nächsten Zeit den Schmachtriemen etwas enger zu ziehen.

Hier sind Gründe genug, sich gerade den Etat des Deutschen Reiches für das mit dem 1. April nächsten Jahres beginnende Etatsjahr etwas genauer anzusehen. Ein weiterer Grund liegt darin, daß auch der entschiedene Liberalismus diesmal der Regierungsmehrheit angeschlossen ist. Früher brauchte er nur zu kritisieren, jetzt soll er positiv mitarbeiten. Er wird nicht unbesehen zu allem, was die Reichsregierung fordert, seine Zustimmung geben können. In konstitutionell regierten Ländern gilt es als ein ungeschriebenes Verfassungsgesetz, daß die Opposition keine Grundsätze hochhält, die sie nicht auch als Regierungspartei vertreten kann. Bei uns war es im Laufe eines Lebensalters zum Dogma geworden, daß der Freisinn niemals „regierungsfähig" werden könnte; die Welt hat sich gedreht, wie es ihre Art ist, und zwang den linksliberalen Parteien die Rolle eines integrierenden Bestandteils des Bülow-Blocks auf. Um so notwendiger ist es für den Freisinn, den praktischen Nachweis zu erbringen, daß er bei seiner Etatskritik nicht Schaum schlagen wollte, sondern in jedem Augenblick bereit ist, seine finanzpolitischen Grundsätze in das praktische Leben zu übertragen.

Leicht wird ihm diese Aufgabe gerade in diesem Jahre nicht gemacht. Noch müssen wir von den Brosamen leben, die vom Tische der Offiziösen fallen. Man hat es mehr als einmal mit durchmachen müssen, daß bei den halbamtlichen Auszügen aus dem Etat zwar die nebensächlichen Zahlen stark betont, aber die wichtigen Zahlen beiseite gelassen wurden. Die Auszüge der „Nordd. Allg. Ztg.", von denen wir an anderer Stelle dieser Nummer einen weiteren Beitrag bringen, dürften von dieser Verschleierungstaktik nicht frei sein. Sie enthalten sogar einen offensichtlichen Flüchtigkeitsfehler, wenn sie von einer Zigarrensteuer sprechen, die es nicht gibt, während sie die Banderolensteuer auf Zigaretten meinen. Aber die jetzt vorliegenden Zahlen genügen doch zum Beweise, daß die Reichsregierung auf die schwierige Finanzlage ebensowenig Rücksicht nimmt wie auf die Krisis, die sich in Handel und Wandel immer stärker bemerkbar macht.

Der Kolonialetat läßt allerdings erkennen, daß man bemüht gewesen ist, sparsamer als bisher zu wirtschaften. In den meisten Reichskolonien sind Ersparnisse erzielt worden. Auch der neue Etat der Kolonien weist an einzelnen Punkten kleine Ermäßigungen auf, die größte Verminderung allerdings beim Etat für Südwestafrika, wo nun glücklich der Aufstand der eingeborenen Bevölkerung niedergeschlagen ist, so daß sich eine Ermäßigung der Ausgaben von selbst ergibt. Aber im Vergleich mit dem wirtschaftlichen Wert unserer südwestafrikanischen Kolonie ist der Reichszuschuß noch immer ungeheuerlich hoch. Vor allem aber gibt der neue Etat nicht den geringsten Anhalt dafür, was nun eigentlich für die Kolonien gefordert werden soll. Die Bahnvorlagen für Ostafrika stehen noch aus; erst wenn sie dem Reichstage zugegangen sind, wird sich übersehen lassen, welche Opfer das Reich auch in diesem Jahre für seine Kolonien bringen soll. Diese nachträglichen Forderungen, die sich vielleicht auch auf Südwestafrika erstrecken werden, sind vielleicht durch die späte Heimkehr des Staatssekretärs Dernburg unvermeidlich geworden. Man wird aber für die Zukunft wünschen müssen, daß schon beim Etat eine genaue Uebersicht der Kolonialforderungen geboten wird.

Beim Militär- und Marineetat ist auch nicht die kleinste Rücksicht auf die wirtschaftliche Lage zu erkennen. Hier wird einfach weitergefordert. Der Militäretat zeigt eine Steigerung der fortdauernden ordentlichen Ausgaben um 25 Millionen, der einmaligen ordentlichen Ausgaben um 13 Millionen. Der Marineetat bringt gleichfalls eine Steigerung der ordentlichen Ausgaben um insgesamt 28 Millionen, zu denen noch außerordentliche Ausgaben von 32,76 Millionen und ein Anleihezuschuß von 64½ Millionen kommen. Es wird eben weiter gerüstet, ohne daß sich die Verwaltungen im geringsten darum kümmern, wie sich eigentlich die Mehrausgaben des Reiches mit seinen Einnahmen in Einklang bringen lassen.

Leider lassen auch die Einnahmen manches zu wünschen übrig. Die Zölle werden allerdings um 66,6 Millionen höher veranschlagt, aber von diesem Ueberschuß gehen 53 Millionen für die Witwen- und Waisenversorgung ab. Die lex Trimborn tritt endlich in Wirksamkeit, nachdem sie solange als Dekorationsstück in der Luft geschwebt hat. Das ist an sich erfreulich, zeigt aber zugleich, daß das Reich von den hohen Lebensmittelzöllen so gut wie gar keinen direkten Nutzen hat. Sie dienen nur dazu, den Agrariern die Taschen zu füllen.

Auch die neuen Reichssteuern zeigen ein Fiasko. Die Fahrkartensteuer, von der man sich einst goldene Berge versprach, ist nun glücklich mit 23,5 Millionen angesetzt worden; von der Automobilsteuer erwartet man noch nicht einmal 2 Millionen; die Tantiemesteuer soll nur noch 5,9 Millionen bringen. Nur die Erbschaftssteuer mit 42 Millionen, die Frachturkundensteuer mit 15,6 Millionen, die Zigarettensteuer mit 14 Millionen und die Brausteuer mit 55,2 Millionen versprechen einen zu Buche schlagenden Ertrag; im ganzen haben sich Regierung und Reichstag bei diesem Beutezug auf die Taschen der Reichsbürger stark verrechnet.

So ist es unvermeidlich, daß die Reichskasse wieder durch neue Steuerquellen befruchtet wird. Hier mögen die linksliberalen Parteien einsetzen, nicht indem sie den Finanzjammer des Reiches verewigen helfen, sondern indem sie für eine rationelle Wirtschaft im Reich sorgen. Wollen die Verbündeten Regierungen das liberale Finanzprogramm nicht annehmen, dann soll man sie auch selbst für das Reich sorgen lassen.

## Nasi und Mascagni.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

**Rom**, 18. November.

Pietro Mascagni macht heute eine Aufsehen erregende Enthüllung zur Nasi-Affäre. Im Jahre 1902, als Nasi Unterrichtsminister war, schenkte ein reicher Herr dem Unterrichtsminister 400,000 Lire, um dafür vom Staate den Titel eines Marquis zu erhalten. Der Generaldirektor Fiorilli fragte darauf Mascagni um seine Meinung, was mit der Summe geschehen solle, und Mascagni riet, Reisestipendien für junge Künstler zu begründen. Fiorilli billigte auch namens des Ministers Mascagnis Vorschlag. Mascagni stellt nunmehr fest, daß er nie mehr weder von den 400,000 Lire noch von Reisestipendien sprechen hörte.

## Die Aufstandsbewegung in Mittelchina.

Wie wir in der heutigen Morgenausgabe mitteilten, hat die fremdenfeindliche Bewegung im Yangtsegebiet das deutsche Kreuzergeschwader zu Maßnahmen bestimmt, die eventuell dem Schutze deutscher Reichsinteressen dienen sollen.

Auf der Reede von Schanghai sind nach den neuesten Meldungen vier deutsche Kriegsschiffe vereint; unter diesen der Panzerkreuzer „Fürst Bismarck" mit dem Geschwaderchef Konteradmiral Couper an Bord, das Kanonenboot „Jaguar", das schon Ende Oktober daselbst ankam, das Flußkanonenboot „Vorwärts" und das Depeschenboot „Taku", das sich in Begleitung des Panzerkreuzers befand.

Zu diesen vier Schiffen kommen drei weitere, die sich im direkten Dienst auf dem Stromgebiet des Yangtse befinden, da die Aufstandsbewegungen sich gerade in den an dem Fluß gelegenen Provinzen im Landinneren besonders bemerkbar gemacht hatten. Auf dem Oberlauf des Flusses, zwischen Tschinkiang und Hankau dampft das Kanonenboot „Vaterland", das schon am 5. Tschinkiang verlassen hat. Den Mittellauf zwischen Nanking und Tschinkiang hat der kleine Kreuzer „Leipzig" besetzt, der erst im Laufe der vergangenen Woche in den Yangtse, von der Wusungreede kommend, eindampfte, und auf dem unteren Flußgebiet hat das Kanonenboot „Iltis" bei Ningpo Aufenthalt genommen, das bis zur vorigen Woche in Schanghai lag.

Die fremdherrlichen Mächte haben in den letzten Tagen nach den vorliegenden Meldungen gleichfalls nicht verabsäumt, einen Teil ihrer Schiffe in Schanghai respektive auf dem Yangtse zu stationieren.

Die deutsche Flagge scheint in genügender Stärke vertreten zu sein. Sollte dennoch eine Verstärkung unserer Schiffe in den Aufstandsgebieten vonnöten sein, so kann überdies auf den kleinen Kreuzer „Niobe", das Kanonenboot „Tiger" und ein weiteres Depeschenfahrzeug zurückgegriffen werden, die heute noch im nahen Hafen von Tsingtau liegen.

## Ein Zwischenfall im Jildis?

(Von unserem Korrespondenten.)

**Konstantinopel**, 15. November.

Am letzten Freitag nahm — wie jetzt bekannt wird — ein ungebetener Gast an der Feierlichkeit des allwöchentlichen Selamliks im Jildis-Kioskteil. Ein Marineleutnant, dem die Entschädigung zur Seite steht, daß er zweimal im Irrenhaus in Skutari interniert war, beförderte sich selbst zum Admiral, zog sich die nötige Uniform an und gelangte im Glanze seiner neuen Würde auch unangefochten bis in das Gebiet des Jildis-Kiosks hinein. Wer weiß, wie streng gerade an den ominösen Tagen des Selamlik das Gebiet und die Umgebung des kaiserlichen Palastes bewacht wird, muß schon in diesem ungehinderten Eindringen des angeblichen Admirals eine ganz gute Portion Geschicklichkeit anerkennen.

Da der junge Mann, namens Omer Lutfi, aber im Kreise der anderen Generäle und Admiräle auf das Erscheinen des Sultans warten mußte, konnte er einer Entdeckung schließlich doch nicht entgehen.

## Nicht für Nervenschwache!

(Von unserem Korrespondenten.)

**Paris**, im November.

Das Warnungsschild des Titels wird hoffentlich Kinder und nervöse Männer davon zurückhalten, die folgenden Spalten ohne stärkende Vorbereitungen zu lesen; zarte Frauen können sich eher daran wagen, denn sie vertragen, wie Gerichtsverhandlungen aus jüngster Zeit zeigen, erheblich kräftigeren Tabak als der sporenklirrende Krieger vom Gemeinen aufwärts bis zum General. Ich hätte die Geschichte auch „Der geköpfte Tote" nennen dürfen, und das wäre vielleicht noch schauerlicher gewesen. Aber diese Ueberschrift ist mir durch die französischen Zeitungen genommen, die sie in allen Schriftarten bis zur Banalität abgenutzt haben. Außerdem erinnert sie für deutschen Geschmack etwas zu sehr an die bunten Hefte der Kolportageromane, und damit geschähe dem seltsamen Abenteuer unrecht, das der bretonische Maler Yan Dargent acht Jahre nach seinem Begräbnis überstand, und das trotz der romantischen äußeren Umstände mancherlei Nachdenkliches in sich birgt.

Wer Yan Dargent als Künstler war, werden die Kenner der modernen französischen Kunst wissen. Er lebte von 1880 bis 1899 in Paris und gewann die Aufmerksamkeit noch mehr durch den seltsamen Mystizismus vieler seiner Werke als durch seine große Begabung. 1871 floh er vor der Kommune nach seiner Heimat Saint-Servais in der Bretagne und benutzte die unfreiwillige Ferienzeit dazu, die bescheidene Dorfkirche mit wertvollen Fresken zu schmücken. Nach seinem Tode kehrte er zu der Kirche von Saint-Servais zurück, um im Gottesacker, der sie begrenzt, vom Leben auszuruhen. Auf dem kleinen Kirchhof mit seinen dunklen Bäumen, unter den Gräbern, auf denen Kränze verdorren und ewige Lampen glühen, spielt die schwermütige und geschmacklose Szene, über die sich jetzt, so lange es nichts anderes zu tun hat, Frankreich entrüstet.

Yan Dargent hat einen Sohn, der aus einer Jugendliebschaft stammt, aber von dem berühmten Vater legitimiert wurde. Dieser Sohn stand am Sterbebette des Künstlers, und er mußte dem Vater in die erstarrende Hand geloben, einige Jahre nach dem Tode, wenn der Körper in Asche zerfallen sei, diese Ueberreste mit denen der Mutter und des Großvaters Yan Dargents zu vereinen. Für diese beiden Toten, deren Gedächtnis ihm wohl im Leben am teuersten war, hatte Yan Dargent in der von ihm geschmückten Kapelle eine Gedenkstätte errichtet; zwei Urnen bargen, was von ihnen geblieben war, und es soll eine rührende Feier gewesen sein, als vor vielen Jahren die beiden Gräber geöffnet wurden und beim Klang lateinischer Hymnen die Ueberführung der sterblichen Reste zur Kirche erfolgte.

Der Sohn Yan Dargents hielt sein Gelübde; aber diesmal ging es weniger feierlich zu. Die Erlaubnis zur Oeffnung des Grabes und zur Beisetzung in der Kirche wurde ohne Mühe erlangt. Aber nachdem man an einem frühen Morgen der letzten Wochen die Erde fortgeschaufelt hatte, die den Sarg des Künstlers bedeckt, und ein ehrsamer Klempnermeister aus dem Nachbarort Landivisiau den Zinksarg öffnete, in dem Yan Dargent auf seinen Sohn wartete, gab es einen gewaltigen Schreck. Der Tote war nicht in Asche zerfallen, sondern lag friedlich, als wenn er schlummere, auf seinem Kissen. Seine Augen waren geöffnet; sein weißer Bart sah genau so aus, wie er zu Lebzeiten Yan Dargents ausgesehen hatte. Aus den Berichten der Zeitungen geht nicht genau hervor, ob dieser merkwürdige Zustand durch ein Verfahren der Einbalsamierung oder durch die konservierende Beschaffenheit des Erdreichs von Saint-Servais erzeugt worden ist. Einige kühne Spezialreporter behaupten das letzte; aber das scheint mir eine etwas gewagte Behauptung zu sein. So viel steht aber unverbrüchlich fest, daß Yan Dargents Körper, so, wie man ihn fand, nicht in die Urne eingepaßt werden konnte, die in der Kirchenmusche neben den Urnen der Vorfahren ihren Platz finden sollte. Es mußte ein Mittel entdeckt werden, den Willen des Toten zu erfüllen. Madame Dargent, die Schwiegertochter des toten Mannes, entdeckte dies Mittel. Man beschloß auf ihren Rat, den Kopf des Toten abzulösen und diesen wichtigsten Teil ehemaliger Menschlichkeit allein in die Kirche zu tragen.

Der Totengräber und der Klempnermeister kletterten eilig aus dem Grabe, als ihnen angemutet wurde, diese posthume Operation vorzunehmen. Der Totengräber erklärte, das würde ihm wie ein Mord erscheinen, und der Klempner gelobte, sich lieber selbst den Hals abzuschneiden als dem toten Herrn Dargent, den er als Knabe noch gekannt, und den er später selber zum Grabe begleitet habe. Aber der Sohn Dargents bestand auf seinem Willen. Die Erlaubnis zur Oeffnung des Grabes war einmal erwirkt, wenn man das Grab wieder zuschüttete und einige Jahre länger den alten Dargent schlafen ließ, setzte man sich der Gefahr aus, den gleichen Schwierigkeiten gegenüber zu stehen: genug, die pietätvolle Aufgabe war begonnen und mußte zu Ende geführt werden, auch wenn die Pietät dabei einigermaßen in die Brüche ging. Erst suchte man unter den Neugierigen, die das offene Grab umstanden, einen Mutigen, der für Geld und gute Worte das peinliche Werk zu verrichten unternähme. Vergebens! Murmeln und ein paar unterdrückte Flüche; ein alter Bauer spuckt kräftig aus. Dann fing man die Sache praktischer an; man wandte sich an den Pfarrer. Die Kirche hat einen guten Magen — der geistliche Herr stimmte ohne viel Ziererei dem Vorschlag zu. Er schürzte seine Soutane auf, stieg in das Grab und vollzog den Schnitt. Das erste Messer, das man ihm reichte, war zu stumpf; er verlangte von einem Landmann, der am Grabe stand, ein anderes. In zwölf Minuten war die schauerliche Arbeit vollendet. Der Kopf mit den offenen Augen und dem weißen Bart wurde aus der Grube dem Küster hinaufgereicht, von diesem in eine Serviette und dann in die Urne getan und schließlich ohne besondere Rührung in die Kirche getragen, wo er nun neben den Urnen der Mutter und des Großvaters Dargent ruht — wenn man bei einem abgeschnittenen Kopf vom Ruhen sprechen kann. Der nervenstarke Pfarrer und die pietätvollen Hinterbliebenen Dargents gingen befriedigt nach Hause; die Bauern sahen finster und erschreckt mit an, wie der Totengräber das Grab wieder zuschaufelte, das fortan den kopflosen Leichnam birgt.

Das ist die Geschichte von Yan Dargents Kopf. Sie wird noch ein Nachspiel vor den Gerichten haben, denn die Geschwister des Künstlers wollen ihren Neffen wegen Leichenschändung verklagen. Sie werden nicht Recht erhalten, denn die Behörde und die Kirche hatten Herrn Dargent junior zu seinem Werke den Segen gegeben; so sehr sie sich in Frankreich sonst befinden, wenn eine Dummheit gemacht werden soll, stehen sie treu zusammen. Ein Vergehen liegt